

Ein Begriff ist einem so lange fremd, bis man sich mit ihm vertraut gemacht, ihn sich zu eigen gemacht hat. Mit Individuen und deren Kulturen verhält es sich genauso. Die individuelle, sprachliche oder auch glaubensbetonte Fremdheit, die unablässig versucht, uns Menschen voneinander zu trennen, zu erkennen und zu überwinden, das ist der wichtigste Schritt, um vom Einzelwesen zum Menschen zu werden, zu einem Menschen dieser unserer Erde. Auch innerhalb einer Gesellschaft sind fast alle Menschen uns fremd, aber das Fremde ist lediglich das Unbekannte am Andern, das sich vor einem bestimmten kulturellen Hintergrund herausgebildet hat.

Die Bestimmung des Menschen ist es letztlich, sich selbst ein Unbekannter zu sein, nicht wissend, woher er kommt, und noch weniger wissend, wohin er geht. Er weiss nicht einmal, warum er überhaupt existiert, warum er gerade hier zur Welt gekommen ist, und nicht da oder dort. Diese existentielle Leere auszufüllen, ringen die Ideologien der Macht miteinander, seien es diejenigen, welche die nationalistischen Triebkräfte schüren, damals wie heute, oder seien es die anderen, die im Namen ethisch-moralischer oder Kultur bezogener Werte die Teilung der Menschheit – etwa unter «die Eigenen» und «die Fremden» – veranlassen und dadurch herrschen wollen. Dieser Kampf um die Herrschaft hat sich institutionell in dem geistigen und geschichtlichen Erbe der Menschheit wie ein Virus eingenistet.

Ist uns aber die Kultur des Anderen tatsächlich so fremd, dass wir sie als Bedrohung auffassen und vor ihr Angst haben müssen? Keineswegs. Diese so oft hervorgehobene Fremdheit ist im alltäglichen Leben allgegenwärtig. Sie ist dazu da, dass wir sie uns aneignen, etwa so, wie ich dies eingangs für die Begriffe in der Sprache beschrieben habe.

Die Grenzen zwischen Menschen können heutzutage nicht mehr als geographische, sondern lediglich als gedankliche verstanden werden. Die geographischen Grenzen sind zu reinen Verwaltungsgrenzen geworden. Denn wir leben in einem Zeitalter, in dem die «Kultur» nicht mehr von Staatsgrenzen definiert, «be-grenzt» werden kann. Die kulturelle Heimat des Menschen, wo er geboren wurde, wo er laufen und sprechen, wo er sich selbst und seine Umgebung begreifen gelernt hat, ist nur noch der «Ausgangspunkt». Sie ist so etwas wie ein Kindergarten, eine erste Schule. Das Betätigungsfeld seines

Kultur ist :

Menschseins ist aber die Menschheit, die Welt selbst. Denn nicht nur «woher wir kommen», sondern auch «wohin wir gehen», vor allem aber, wo wir gerade (angekommen) sind, definiert unsere individuelle, kulturelle Identität. Identität kann man nicht wie einen Schild vor sich her- und auch nicht wie einen Personalausweis mit sich herumtragen. Kulturelle Identität entsteht täglich neu. Man entdeckt sie wie ein neues, unbekanntes Land, das es zu erkunden gilt und das voller Überraschungen sein kann.

Meine Identität entsteht nicht, indem ich mich projiziere, sondern umgekehrt dadurch, dass ich in meine Umgebung, in die mentale Landschaft mich hineinbegebe, um sie aufnehmen zu können. Ich bewege mich in diesem öffentlichen Raum, um mir

ein Gespür für die gesellschaftlichen «Klimazonen» aneignen zu können. Unheimisch seit meinem ersten Atemzug und seither ständig mich davor drückend, irgendwo heimisch zu werden, bin ich aber mit jedem neuen Tag immer mehr Ich selbst geworden und dennoch ein anderer als der, der ich am Tag zuvor gewesen bin. Es ist wahr, ich bin zum Teil durch meine deutsche Staatsangehörigkeit definiert, aber es ist ebenso wahr, dass ich sie auch meinerseits neu definiere.

Heimat

Heimat – wenn ich mein Dasein mit diesem Begriff in Beziehung setzen muss – kann, meine ich, nicht weit weg von mir selbst liegen. Denn sie ist ja nichts weiter als eine vertraute Nische, eine geistige wie auch emotionale und ökonomische. Ich kann mich dahin zurückziehen, wann immer ich die Notwendigkeit dazu spüre. Für mich bildet sie nur die Schnittstelle dynamischer Dualität zweier gleichberechtigter Herkünfte. Im Laufe meines Lebens hole ich mir weitere dazu, und sei es nur auf geistiger Ebene.

Ein Autor ist immer in seiner Sprache zu Hause. Doch oft muss er nicht nur sein geistiges Zuhause, sondern auch sein unmittelbares, existentielles Zuhause verlassen, ist er gezwungen, ins Ausland zu gehen, um «tätig» sein zu können. Es ist natürlich, dass ihm dann sein Sprachmilieu fehlt. Vom kulturellen Verlust ist in solchen Fällen immer die Rede, noch Jahre und Jahrzehnte später. Mich wundert, dass man nicht wenigstens auch von der Chance der Gewinnung einer neuen Kultur spricht. Könnte man nicht einmal bereit sein, seine Entheimatung nicht als Strafe, sondern vielmehr als Möglichkeit zu betrachten: als Möglichkeit aus sich herauszugehen und woanders einzukehren? Ich jedenfalls sehe darin eine wunderbare Chance für beide beteiligten oder aufeinander treffenden Kulturen.

Warum aber geschieht das nicht? Das liegt sowohl an den Ankömmlingen als auch an der einheimischen, darum dominanten Kultur. Das krankhafte Behüten des «Eigenen» vor dem «Fremden» mag zwar den Ankömmlingen helfen, sich in der «Fremde» bei sich selbst zu fühlen, doch ist dieser Anschein trügerisch. Es folgt daraus ein doppeltes Ausgeschlossensein.

Selbstkultur

Wieviel «Vergangenheit» darf sich in der «Zukunft» wiederfinden? Dies ist eine grundlegende Frage des gesellschaftlich-bewussten Menschseins, welche zu beantworten die «Gegenwart» ständig mit sich und mit der «Geschichte» beschäftigt ist. Alles Sichtbare und Spürbare in der Welt unterliegt einer Daseinsreise. Wie kann es sich dann der Mensch, der ja für gewöhnlich als das höchste aller Lebewesen betrachtet wird, erlauben, an einem stabilen, statischen kulturell-sprachlichen Punkt zu verharren und festsitzen zu bleiben? Als ein Autor, der in Sprache lebt, liegt es mir nahe, hier Beispiele aus meinem Bereich anzuführen: Da mein erstes Sprachmilieu sich mir entzog, hat mich die deutsche Sprache beherbergt. Ich bezeichne sie als meine Stief-Muttersprache. Nun spiegelt sich mein Bewusstsein in dieser Sprache.

Einerseits schliesst der Neuling sich selbst von einer Integration aus, die natürlich nur auf einem ebenbürtigen, dialogischen Geben und Nehmen basieren kann. Andererseits weigert sich auch die einheimische Öffentlichkeit, ihn als ebenbürtig anzunehmen, hat sie doch – seit Jahrtausenden schon – der Überzeugung angehangen, mit der «Fremdheit» des «Eindringlings» kämpfen zu müssen. Sie ist, bewusst oder unbewusst, ängstlich darum bemüht, ihn nicht heimisch werden zu lassen. Ich lebe seit über zwanzig Jahren in Deutschland und verstehe mich nicht als Fremder. In mir und zu mir selbst bin ich ja kein «Fremder». Es sind immer die andern, die mich als solchen betrachten. Ich jedenfalls bemühe mich, Ich selbst zu sein. Nicht eingeteilt in Kategorien wie Inder, Deutscher oder sonst wer – beziehe ich doch meine Kraft aus meinem Glauben an meine – ich nenne sie: Selbstkultur.

Dieser Begriff hängt zusammen mit meiner Auffassung von Kultur. Ich glaube einfach nicht, dass es zum Beispiel eine deutsche, eine französische, eine russische oder auch eine indische Kultur in reiner, absoluter Form gibt. Dafür sind wir Menschen viel zu individuell und erleben die Welt sehr eigensinnig, das heisst, in einer Art und Weise, die nur uns eigen ist. Für mich gibt es nur eine einzige Kultur, die sich unaufhörlich erneuert. Diese Kultur besteht aus meinem Umgang mit der Welt, einem Umgang, der sich aus meiner ständigen Zweihalbschritte-Handlung im täglichen Leben herauskristallisiert: Der erste Halbschritt zieht mich aus der Ignoranz (gegenüber dem Anderen) heraus, der zweite lässt mich in Richtung Streben nach Wissen (über das Andere) hin tätig werden. Zusammen bilden sie das Fundament meiner Selbstkultur.

Jedes Individuum hat seine eigene Kultur. Der Unterschied zwischen uns und (schon) unseren Geschwistern macht sich nicht nur in unseren jeweiligen Denkmodalitäten bemerkbar, sondern in der ganzen Palette unserer Lebenseinstellungen. So wie wir denken, wie wir unser Leben führen, wie wir Dinge bewerten, so tun (schon) unsere Geschwister es nicht, unsere Kinder auch nicht, unsere Eltern erst recht nicht – und unsere Landsleute schon gleich gar nicht. Am ehesten ähneln uns darin noch ein paar unter unseren Freunden, die jedoch nicht unbedingt unsere Landsleute sein müssen.

«Kultur ist», hatte Christa Wolf einmal gesagt, «was gelebt wird». Blicke nur hinzuzufügen: Und *wie* es gelebt wird. Und leben kann jeder Einzelne eben nur für sich, individuell. «Wir Deutschen» oder «wir Inder» oder «wir Schweizer» allezumal leben nicht gemeinsam und nach einem einzigen Prinzip – das wäre ja auch schrecklich! Sondern wir leben jeder so, wie er es für richtig hält. Bekanntlich ändert sich alle zwanzig Kilometer oder zwölf Meilen die Sprache, mindestens der Dialekt. Kultur tut es viel häufiger. Beginnt man in Rügen und läuft gut beobachtend und aufmerksam zuhörend in Richtung Bayern und dann weiter in Richtung Schweiz, so wird man diesen Satz bestätigt finden. Klar – an den jeweiligen Enden der Reise werden die Unterschiede besonders drastisch deutlich. Aber die Kontinuität der Veränderung wird dem sensiblen Gehör dennoch spürbar.

Kategorien und Abgrenzungen

Kultur freilich, Selbstkultur, ändert sich nicht erst alle zwölf Meilen, sondern von Mensch zu Mensch. Und nur, weil dieses Faktum die Einzelnen zu sehr verunsichert und verwirrt, schaffen Gruppen sich gemeinsame Kategorien und Abgrenzungen. Mir fällt eine kleine Episode ein, eine Szene, die ich in Holland im Zug von Amsterdam nach Maastricht erlebt habe. Einer aus der Runde in meinem Abteil sagte mit Betonung: «Ich bin Nordbrabanter. Und ich bin froh über meine Nordbrabant'sche

Herkunft!» Nun, einerseits sah er sich nicht imstande, seine eigene Identität mit seiner persönlichen, individuellen Kultur zu definieren, also benötigte er hierzu die Identität einer Gruppe. Andererseits aber wollte er auch den Sammelbegriff «Holländer» nicht für sich gelten lassen. Aber das ganze Land heisst ja auch «Niederlande», und «Holland» ist nur der nördliche Teil davon. Das lernte ich später in einer Kneipe in Maastricht, als ich jemand im Gespräch als Holländer bezeichnete. Der Mann verprügelte mich mit Blicken: «Wir sind hier keine Holländer. Das sind die da oben im Norden. Wir sind Niederländer. Aber wenn du es genau wissen willst: Wir sind Limburger!» – Nun, eigentlich war er Süd-Limburger, denn nur ein Teil von Limburg liegt in den Niederlanden, der andere aber in Belgien, und mit Brabant geht es ebenso oder vielmehr umgekehrt: Nordbrabant ist niederländisch, Südbrabant aber belgisch... nette Komplikation, aber das ist noch gar nichts gegen die Komplikation von Kultur.

Denn alle jene Unterscheidungen sind doch bloss hegemoniale Einheiten. Ich aber glaube stark und fest an die individuelle Kultur, die Selbstkultur. Mich interessiert, wie der Einzelne denkt, lebt und sich verhält. Und nur ich kann an mir selbst arbeiten, mich verändern, mich entwickeln und weltläufig machen. Die Welt um mich herum kann ich kaum verändern und will es auch nicht.

Prozesse des Hinterfragens

Wer gibt mir oder sonst wem das Recht zu dieser Veränderung? Wir können nur doch uns selbst verändern, uns selbst weltläufig machen. Wir und kein anderer. Dass mich zum Beispiel andere verändern, lasse ich erst gar nicht zu. Denn wenn wir die Zügel über uns selbst aus der Hand und in die eines anderen geben, verlieren wir schon in diesem einen Akt unsere Selbstkultur. Dann hören wir auf, Individuen zu sein und unsere Kultur in unserer Weise weiterzuentwickeln. Dann sagt uns einer: «Nein, ihr dürft nicht so, ihr müsst anders sein, ihr dürft nicht daran, ihr müsst an etwas anderes glauben!» Das ist mir zu gefährlich – und es ist leider Gottes auch in Europa, zumal in den europäischen Nationalstaaten auf vielfältige – aber letzten Endes doch fürchterlich einfältige – Art und Weise oft genug geschehen.

Und Indien? Auch von «indischer Kultur» wird ja nicht gerade selten geredet. Es gibt aber keine «indische Kultur». Es gibt nur indische Kulturen – um die herrschende, hegemoniale Bezeichnung zu verwenden. Die Punjabis im Nordwesten, wo ich geboren bin, haben kulturell mit den Mizos im Nordosten oder Kannada im Südwesten nichts gemeinsam, ausser dass sie Bürger eines und desselben Nationalstaates sind, einer hegemonialen Einheit also. Ebenso wenig haben die Tamilen im Süden mit den Rajasthanies im Westen gemeinsam: weder die Sprache noch den Lebensumgang. (Dasselbe gilt auch für die

Culture = auto culture

Schweiz.) Immer aber kann man einzelne Individuen beobachten, die einander im Wesen sehr ähnlich sind – was sich auf nichts anderes zurückführen lässt als eben auf ihre jeweilige Selbstkultur.

Bekanntlich haben wir Menschen bestimmte Gene, ergo bestimmte natürliche körperliche Eigenschaften, die mit denen unserer Geschwister oder Eltern identisch sind. Aber diese Gene allein bestimmen unsere Selbstkultur nicht, sie bilden die Basis dafür allenfalls im Zusammenhang mit unserer Umgebung, in der wir aufwachsen und die uns eine Atmosphäre bietet, in der wir uns entfalten. Denn wir Menschen lernen viel von unserer Umgebung – als Kinder sogar durch Nachahmen und Nachmachen, wie es Affen auch tun.

Dann beginnt der Prozess des Hinterfragens. Alles, was wir von den Eltern und der Umgebung «geboren» bekommen, ist zu hinterfragen. Schliesslich beginnt der Prozess der Befreiung von der Familie; er führt hin zu einem direkten und selbständigen Dialog mit der Umgebung. Wie geschieht das genau? Ein Kind ist gezeugt worden und beginnt, im Mutterleib zu entstehen. Mit sieben, acht Wochen beginnt sich ein kleiner Teil seines Gehirns zu bilden. Im vierten Monat beginnt das Gehirn, die Informationseinheiten zu registrieren. Mit fünf bis sechs Monaten nimmt das Kind schon alles auf, was die Mutter tut. Mit der Geburt wird dann das Registrieren um einen Mechanismus des Wahrnehmens und des Deutens ergänzt. So entsteht das *Semiokon* des Menschen. Das heisst, so wie jede Sprache ihr Lexikon, hat jeder einzelne Mensch sein Semiokon: seinen Sinngebungsmechanismus, der auf seinem Repertoire an Wissensseinheiten, Erfahrungen, Prozessen usw. basiert. Dieses Semiokon wächst mit jedem Tag, ja mit jedem Augenblick. Es ist nicht als Summe aller Wissensseinheiten zu verstehen – es hat keinen festgelegten Wissenskörper –, sondern vielmehr als ein generativer Mechanismus, um den Dingen, den Interaktionen, ja jeder menschlichen Handlung einen Sinn zu verleihen.

Ein Kind hat schon bei seiner Geburt ein kleines Repertoire, das es unterbewusst in sich eingerichtet hat: das Fundament seines Semiokons. Wenn das Kind das erste Mal die Welt erlebt, registriert es etwa folgendes: Die Welt ist nicht so warm, wie es im Mutterleib war, denn ihm, dem Kind, wird kaltes Wasser über den Rücken gegossen, damit es zu schreien anfängt und so überhaupt Sauerstoff in die Lungen kriegt. Zuvor hat es ja nur durch die Mutter geatmet. Jetzt muss es seinen eigenen Atmungstrakt aktivieren, also eine erste Verbindung mit der Aussenwelt herstellen. Und schon hat der Mechanismus der Wahrnehmung der Aussenwelt begonnen.

Sprache und Sprechen

Der nächste deutliche Entwicklungsschritt ist das Erlernen der Sprache. Das Kind hat nur einen Laut: «Aa». Den hat es mitgebracht. Dann lernt es den zweiten Laut: «Ma». Daraus bildet es durch Nachahmung den Doppellaut «Mama», denn wir überhäufen es ja mit der Information: «Das ist die Mama» usw.

«En Allemagne, les Allemands me prennent pour un étranger. Pourtant l'étranger n'est pas un pays. On me refuse donc même une culture hégémonique et on nie mon origine. Et lorsque l'un ou l'autre se montre un peu aimable et se donne de la peine, il précise que je suis Indien. Alors pour les Allemands, je suis tout au plus l'Indien. Or, pour les Indiens, je ne suis pas tout simplement un Indien, mais un gars du Punjabi. Et pour les hommes du Punjabi, là encore, je ne suis pas seulement un Punjabi, mais un Punjabi Sikh, car il y a encore des Punjabis hindous, chrétiens et musulmans. D'accord, mes parents sont Sikhs, donc moi aussi je dois être Sikh. Mais pour les Sikhs, je ne suis pas simplement Sikh, mais un mauvais Sikh, car je me suis fait couper les cheveux, ce qu'un Sikh pieux ne doit jamais faire. Si les Sikhs avaient la bonté de ne pas voir ce manquement, malgré tout ils ne verraient pas en moi un simple Sikh, mais un Sikh d'une certaine région et qui plus est d'une certaine ethnie, d'une tribu bien précise. Et pour ceux de ma tribu, je ne suis pas encore moi-même, mais le fils de mon père et de ma mère. Quant à mon père, je sais que je ne suis pas tout simplement son fils, mais un raté, un vaurien, parce que je ne suis pas devenu médecin, mais poète. Où faut-il donc ancrer l'identité culturelle de l'être humain?»

Danach folgen die Laute «Pa», «da» und «La». Und wenn es sich bei der Mutter nicht um eine Alleinerziehende handelt, dann bekommt das Kind sehr oft den Doppellaut «Papa» zu hören, den es in der Regel als zweiten nachbildet. (In anderen Sprachkulturen kann es zwischen «ba», «da» und «la» variieren.) Inzwischen schreitet der Lernprozess voran. Das Kind lernt jetzt, aus Lauten Worte zu bilden und versucht zugleich, den Prozess, der dabei im Gange ist, zu begreifen. Also entsteht aus den Regeln die Regelmässigkeit, wie Georg Simmel zu sagen pflegte. Irgendwann ist das Kind in der Lage, eine Sprache nicht nur zu verstehen und zu sprechen, sondern auch zu schreiben. Womöglich wird es später ein Autor.

Dieses Kind, wäre es zum Beispiel in Indien geboren, und würde gleich nach ein paar Tagen, Wochen oder Monaten nach Deutschland gebracht und ständig die deutsche Sprache hören, so würde es sich die deutsche Sprachkultur aneignen und nicht die, in die es hinein geboren wurde. Das Beispiel lässt sich auf

alle zu erfahrenden menschlichen Werte und Umgangsweisen übertragen. Kultur als Selbstkultur bildet sich aus den Werten und Umgangsweisen, die auf ein Individuum einwirken, und zugleich aus der Art und Weise der Erfahrungsverarbeitung durch das Individuum, also durch die Art und Weise, wie es sich in der Welt zurechtfindet. Diese Art und diese Weise bestimmt darum auch den Rang der individuellen Selbstkultur, der um so höher einzuschätzen ist, je besser auch «ungute» Erfahrungen verarbeitet werden.

Gegen den hegemonialen Kulturbegriff

26 In meinem Fall nun: Ich sollte Arzt werden. Damit, wie diese Entscheidung entstand und angeordnet wurde, hatte ich nichts zu tun, das war ausschliesslich Sache meines Vaters. Ich jedoch spürte keinerlei Verlangen nach dem Beruf und Dasein eines Arztes. Ich hatte mich völlig anders entwickelt als meine Familie. Meine Kultur wurde nicht die meines Vaters. Er war ein Bauunternehmer, eine Art Geschäftsmann. Ich aber hatte mit dieser Art des Denkens nichts am Hut, weil ich schon in meiner Kindheit in meiner Schule, aber auch später in meinem Freundeskreis, mit ganz anderen Werten und Erfahrungen konfrontiert war. Und so handelte ich in einer Weise, die man in der gängigen Sprache – aber keineswegs aus meiner Sicht – Rebellieren nennt. Mein jüngerer Bruder konnte es mir nicht gleich tun. Nachdem ich vom enttäuschten Vater aus dem Haus geworfen worden war, übertrug mein Vater seine Anordnung auf ihn. Er hat nicht rebellierte und ist Arzt geworden. So haben wir, mein Bruder und ich, dieselben Wurzeln: dieselben Eltern, denselben Haushalt, denselben Ursprung – aber wir haben von Kindesbeinen an verschiedene Erfahrungen gemacht und unsere Erfahrungen auch verschieden verarbeitet. Er ist ganz anders geworden als ich. Er ist noch heute völlig abhängig von den Eltern. Ich fühle mich völlig unabhängig von allem.

Welche Kultur der Sikhs oder Punjabis oder Inder verbindet uns nun beide? Auch in unserem Sikhsein sind wir grundverschieden: Er ist ein frommer Sikh, ich bin es nicht; für ihn verkörpert die Religion die Gebote und die Rituale des Sikhismus, für mich aber ist sie die fromme Haltung eines Menschen, der die weltläufigen Einsichten vertritt und an rechtschaffenes Handeln glaubt – also an Werte, für die der Sikhismus auch steht. Wo bleibt aber unsere gemeinsame Kultur?

Rajvinder Singh lebt seit 1981 in Deutschland. Er ist freiberuflicher Schriftsteller deutscher Sprache und hat sechs Lyrikbände u.a. im Lotos Verlag Roland Beer in Berlin veröffentlicht. Er schreibt auch Erzählungen und feuilletonistische Aufsätze. 1997 war er Stadtschreiber von Rheinsberg. Gegenwärtig arbeitet er an seinem ersten Roman. Ausserdem ist zum Thema «Selbstkultur» ein Buch in Vorbereitung.

Kontakt: raj.singh@web.de

Daher noch einmal: Kulturen sind nicht Sammelbecken für die Interessenvertreter, sie sind individuell. Jeder Mensch hat seine eigene Kultur. Der hegemoniale Kulturbegriff ist sehr engstirnig, und das nicht nur erst seit heute. Wenn ich höre oder lese: «Ich bin stolz ein Deutscher zu sein», dann frage ich mich, was das wohl sein könnte, das uns allein auf unsere Herkunft stolz werden lässt? Wo bleibt da das individuelle Handeln, wo bleiben die individuellen Werte des Menschseins? Schliesslich muss der Mensch ja wohl irgendwo geboren sein, und wo er geboren wird, das ist reiner Zufall. Auf einen Zufall, auf etwas, das einem ohne eigenes Verdienst zufällt, kann man aber bei bestem Willen nicht stolz sein.

Selbstbilder und Fremdbilder

In Deutschland bin ich für die Deutschen «ein Ausländer». Ausland ist ja kein Land. Dadurch wird mir also selbst die hegemoniale Kultur verweigert und meine Herkunft verleugnet. Wenn mir dann einer gnädig gesonnen ist und sich etwas Mühe gibt, präzisiert er, ich sei Inder. Für *die* Deutschen bin ich demnach bestenfalls *der* Inder. Für die Inder aber bin ich nicht einfach ein Inder, sondern ein Punjabi. Und für die Punjabis wiederum bin ich nicht einfach ein Punjabi, sondern ein Sikh, denn es gibt neben Sikh-Punjabis auch noch Hindu-Punjabis, Christen-Punjabis und Muslim-Punjabis. Nun, meine Eltern sind Sikh, so habe ich ein Sikh zu sein. Doch für die Sikhs bin ich nicht einfach ein Sikh, sondern ein schlechter Sikh, denn ich habe mir die Haare abschneiden lassen, was ein frommer Sikh nicht tun darf. Sehen die Sikhs über diese Verfehlung hinweg, so bin ich dennoch nicht einfach ein Sikh, sondern einer, der aus einer bestimmten Gegend, aus einer bestimmten Sippe stammt. Für die Sippe bin ich nun nicht einfach ich selbst, sondern der Sohn von demundem. Letztlich bin ich auch für meinen Vater nicht einfach sein Sohn, sondern ein Versager, ein Taugenichts, denn ich bin kein Arzt, sondern ein Dichter geworden. Wo also ist die kulturelle Identität des Menschen zu verankern?

Ich habe eine Reihe deutscher und niederländischer Freunde, die mir in ihrer Lebenshaltung sehr ähnlich sind, die ähnlich denken, ähnliche Vorzüge, sogar ähnliche Schwächen haben. Wie ist das möglich, da ich in Asien geboren bin, sie hier in Europa zur Welt kamen? Die Antwort liegt natürlich auf der Hand: Es gibt ein Menschsein, es gibt Bedürfnisse des Menschseins-erlebens, um mit diesem Menschsein sinnvoll umgehen zu können. Und solche Bedürfnisse sind weltweit ähnlich und verbinden uns Menschen miteinander. Wir werden aber mit Hilfe von nationalem und nationalistischem Gerede in Kategorien eingeteilt und gefühllosen politischen Einheiten zugeteilt. Das ist fatal. Eine derartige Einteilung und Zuteilung ist irgendwann einmal erfunden worden zu keinem anderen Zweck als dem, Menschen zu kontrollieren und zu beherrschen. Es gibt keine kulturell besseren Völker, oder solche, die weniger Wert sind. Menschen auf der ganzen Welt sind ähnlich. Noch ähnlicher ist das Leben. Nur die Umstände und die Möglichkeiten des Lebens sind verschieden.

Es gibt keine nationale Kultur

Wir können heute nicht mehr in alten Mustern denken: Wir Deutschen sind so – wir Inder sind so! Nein. Wie viele Deutsche arbeiten in anderen Ländern, wandern aus – und es werden immer mehr – und wie viele andere Menschen arbeiten hier. Das werden auch immer mehr, denn die Wirtschaft braucht sie. Wir haben neuerdings sogar eine rot-grüne Karte entwickelt, damit die Leute hereinkommen können. Aber wir haben hier auch andere, die alle Ausländer raushaben wollen. Die, die diese Menschen reinholen, sind Deutsche. Und die, die sie alle raushaben wollen, sind auch Deutsche. Wo, also, bleibt die deutsche Kultur?

Es gibt keine nationale Kultur. Es kann keine nationalen Kulturen geben. Wir werden uns einfach auf der Grundlage unserer Individualitäten und der Gemeinschaft von Individuen auseinandersetzen müssen. Wir reden immer von der Globalisierung. Ich glaube an die *Globalisierung des Menschseins*. Sie muss an erster Stelle stehen und nicht die des Marktes. Gibt es eine Globalisierung des Menschseins, dann folgt ihr die des Marktes automatisch. Von *global village* ist oft die Rede. In diesem *global village* kann es nur Individuen geben. Kulturen.

Letztlich kommt es auf das Individuum an, und nur dessen eigene Kultur zählt, die wir achten müssen: seine Selbstkultur.



■ Chaitram, Bastar.

■ *Da ist das Abwaschbecken, und da wasche ich manchmal ab oder trockne ab oder trinke. Da decke ich manchmal den Tisch, da spiele ich manchmal, da male ich manchmal, da ziehe ich manchmal Socken an, da ziehe ich manchmal das Pyjama an, da ziehe ich manchmal die Kleider an, da bastle ich manchmal. Alles mache ich in der Küche. Nur das Pyjama ziehe ich in meinem Zimmer an. Am liebsten trinke und esse ich in der Küche, Sirup und Cocifläschli und Gummibärli. Micha, 5 Jahre, Ried-Mörel.*